



ISBN: 978-3947738236

© 2020 Kampenwand Verlag
Raiffeisenstr. 4 · D-83377 Vachendorf
www.kampenwand-verlag.de

Versand & Vertrieb durch Nova MD GmbH
www.novamd.de · bestellung@novamd.de · +49 (0) 861 166 17 27

Text: Manuel Deinert
Lektorat: Dr. Andreas Eglseder
Umschlaggestaltung: biserka design
Druck: Sowa Sp. z o.o. - Raszyńska 13, 05-500 Piaseczno, Polen

Wo die toten Hunde *träumen*



Manuel Deinert

*Für alle
träumenden Hunde.*

Am Anfang ein Ende



Manchmal geraten Dinge in Vergessenheit. Wie die Entenkojen. Ich war zehn, als es mir auffiel, elf, als ich alle damit nervte, und zwölf, als ich sie entdeckte.

Meine Eltern und ich wohnten mit meinem Mischlinghund Klecks zwei Kilometer außerhalb von Westerheide in der ehemaligen Entenmühle, einem großen, um 1750 aus dicken Natursteinen gebauten Haus, das direkt an der Brücke am Moosbach stand. Mit zehn fragte ich Papa, wieso das Haus Entenmühle heiÙe. Zwar gab es noch das morsche Mühlrad und auch reichlich Enten im Wasser, aber wie hing das zusammen? Papa erklärte mir, dass die Erbauer damals Müller und Wildentenfänger gewesen seien; daher der Name. Weil ich ihn mit großen Augen anstarrte, fügte er schnell hinzu, dass man

mit dem Mühlrad keine Enten mahlte. Auch nicht fing. Dazu brauchte man Entenkojen.

Entenkojen sind künstlich angelegte Teiche, umgeben von einem schützenden Wäldchen. Von den Außenseiten der Teiche führen mehrere Wassergräben ins Innere. Die Gräben sind mit Draht überspannt und enden in einem Fangkasten. Wenn die Wildenten im Herbst einen Rastplatz suchen und dort landen, muss der Kojenwächter sie nur in die Gräben locken und sie zum Fangkasten treiben. Damit ist ihr Schicksal besiegelt.

Bis 1890 fing man in Westerheide auf diese Weise Wildenten. Weil das so lange her war, konnte Papa mir nicht sagen, wo die Entenkojen gelegen hatten. Genauso wenig wie Mama. Oder Pfarrer Bimsstein. Auch nicht Lübbi. Doch der war ein Zugezogener, der konnte das gar nicht wissen. Schließlich fragte ich Frau Wackel. Die war nicht so alt wie die Entenmühle, aber älter als jeder andere Mensch, den ich kannte. Ihre Antwort war ein schräges Lächeln.

Darum nahm ich die Sache selbst in die Hand. Ich dachte mir, wenn die Enten damals die Teiche aus der Luft sehen konnten, würde ich das

auch können. Also wünschte ich mir eine Drohne mit Kamera zum Geburtstag. Praktischerweise stand der vor der Tür.

Papa sagte mir, ich könne nicht einfach nach Entenkojen suchen, dafür brauche ich eine Genehmigung. Eine Genehmigung zur Schatzsuche. Ich lachte und er lachte auch. Doch er meinte das ernst. In Deutschland darf man nicht einfach nach alten Dingen suchen. Wenn man vorhat, mit einer Metallsonde verborgene Münzen oder Waffen aufzuspüren, oder mit einer Drohne vergessene Entenkojen, dann muss man das der Denkmalbehörde melden.

Mir war es wichtig, keinen Ärger zu bekommen, also rief ich dort an. Der Mann am Telefon amüsierte sich köstlich über mein Anliegen und erteilte mir eine mündliche Genehmigung. Vier Wochen später schickte ich ihm Fotos und einen Lageplan. Da klang er nicht mehr belustigt, sondern begeistert.

Ich fand nämlich nicht nur heraus, wo die Teiche gelegen hatten. Ich entdeckte auch morsche Holzpfosten und Draht in den mittlerweile versumpften Wiesen. Da kam die Denkmalbehörde zu uns gefahren, maß alles aus, stellte

eine Schautafel an den Wegrand und gratulierte mir. Mit meinen zwölf Jahren sei ich der jüngste Hobbyarchäologe Westfalens, sagte ein Mann mit lustigem Schnurrbart und Nickelbrille zu mir und überreichte mir eine Urkunde und ein rotes Halstuch mit dem Logo der Denkmalbehörde.

Meine Eltern meinten, ich sei ganz schön hartnäckig gewesen, und waren mächtig stolz auf mich. Ihr Sohn war Entdecker der Entenköjen! Neben der Entenmühle die zweite Sehenswürdigkeit in dem beschaulichen Westerheide mit seinen knapp zweitausend Einwohnern und den Straßen, die alle Namen von Wasserpflanzen trugen.

Die Erfahrung, ein Entdecker zu sein, war wie Schokolade: Ich wollte mehr davon. Mit Begeisterung blätterte ich Opas vergilbte Heimatblätter durch und hoffte, weitere Hinweise auf vergessene Orte zu finden. In einem Bericht las ich von einem uralten Friedhof, den man vor zehn Jahren in unserem Dorf gefunden hatte. Beim Bau des neuen Pfarrbüros war man darauf gestoßen. Seit über zweihundert Jahren hatte er vor der Kirche gelegen. Er war auf keiner Karte ein-

gezeichnet gewesen und so waren alle Einwohner von Westerheide jahrelang auf dem Weg zum Gottesdienst über zwei Dutzend Skelette gelaufen. Wenn das nicht aufregend ist!

Ich fand in den alten Heften leider keine Hinweise. Dafür las ich einen Bericht über Luftarchäologie – so nennt man das, was ich getan hatte: mit Drohnen oder Flugzeugen Gebiete abfliegen und nach Spuren der Vergangenheit suchen.

Meine Eltern wunderten sich über mein neues Hobby. Mama meinte, das liege an der Entenmühle. Die knarrenden Bodendielen und der moderige Keller hätten mich verzaubert. Papa glaubte, das Buddeln habe ich mir von Klecks abguckt. Sie hatten beide Unrecht. Ich fand es einfach nicht fair, dass Dinge, die anderen Menschen einmal wichtig waren, vergessen wurden. Das war, als würde man die Menschen selbst vergessen. Wie jene auf dem Friedhof.

Allerdings brauchte ich eine neue Drohne, da meine nach zahlreichen Abstürzen nur noch von Panzerband und Klebstoff zusammengehalten wurde. Leider lag mein nächster Geburtstag nun in weiter Ferne. Darum mähte ich den ganzen

Frühling so viel Rasen in Westerheide, dass ich nicht nur grüne Zehen bekam, sondern auch eine neue Drohne.

Klecks fand mein neues Hobby ebenfalls großartig. Wir verbrachten mehr Zeit draußen als ein Postbote! Und er liebte die Drohne. Er jagte ihr nach, brachte sie nach der Landung zurück oder trug die Steuerkonsole.

So auch an jenem Sommertag, der in meiner Erinnerung immer der Anfang vom Ende sein wird. Klecks hielt die Steuerkonsole zwischen den Zähnen, seinen Kopf stolz nach oben gestreckt, ebenso den Schwanz. Mit seinen Pfoten wippte er bei jedem Schritt würdevoll auf und ab, als trüge er eine Krönung im Maul.

Durch die Wiesen folgten wir dem Moosbach, der sich durch die endlosen Felder schlängelte. Aus der Luft betrachtet, glich er einem blaugrünen Band, das einen gelbbraunen Flickenteppich durchzog. Der Flickenteppich bestand aus unzähligen Mais-, Roggen-, Weizen- und Gerstenfeldern, die unser Dorf in mehreren Kilometern Umkreis umgaben. Und das Dorf wirkte von oben betrachtet wie ein grauer Taubenschiss. Ein Faden zog sich durch diesen Fleck: die Haupt-

straße. In die eine Richtung führte sie nach Försterhausen, in die andere zur Bundesstraße, wo Opa und Papa ihre Werkstatt hatten.

Der Himmel war an jenem Tag blau und wolkenlos. Ein Sommertag für Poeten und Sänger, wie Pfarrer Bimsstein dazu sagte. Ich konnte nicht singen, ich war die Ente unter den Singvögeln. Und Gedichte schreiben? Das überlässt man lieber den Mädchen.

Dennoch genoss ich die Sonne und ringsum das Gewimmel von Bienen, Schmetterlingen, Heuschrecken und Libellen.

Am Vorabend hatte ich mir auf Google Earth den westlichen Teil von Westerheide angeschaut. Nicht die taubengrauen Häuserreihen, sondern die Felder weit draußen. Da ich kein Flugzeug besaß, war das für mich der einfachste Weg, erste Spuren zu finden. Und tatsächlich hatte ich ein paar sonderbare Schattierungen auf einem der Felder entdeckt. Und die galt es mit Hilfe meiner Drohne zu filmen.

»So, Klecks!«, sagte ich und verglich unseren Standpunkt mit dem GPS-Signal auf meinem Smartphone. »Das sieht gut aus. Irgendwo hier befindet sich das Feld.«

Ich bat ihn, mir die Steuerkonsole zu geben. Schwanzwedelnd ließ er sie in meine Hand fallen und setzte sich neben mich.

Ein letztes Mal kontrollierte ich die Kamera unter der Drohne, die Akkuanzeige auf dem Steuermodul, die Rotorblätter und die Kufen. Alles war perfekt. Ich küsste mein rotes Halstuch, das ich seit dem Besuch der Denkmalbehörde jeden Tag trug, und ließ die Drohne mit einem Jubelruf starten.

Klecks schaute ungeduldig zu mir auf und leckte sich die Schnauze. Auf mein Zeichen stürmte er los und sprang durch das Gras der Drohne hinterher, die langsam an Höhe gewann. Bis zu hundert Meter weit konnte sie fliegen. Für maximal zehn Minuten. Das war nicht viel. Aber es musste reichen, um meinen Verdacht zu bestätigen. Gern hätte ich eine bessere Drohne gehabt, aber dafür hätte ich in ganz Westerheide und Försterhausen Rasen mähen müssen.

Die Drohne flog höher und höher. Klecks gab die Verfolgung auf und tollte durch die Wiese, die sich zwischen Maisfeld und Moosbach wand. Das Gras wuchs kniehoch und überall blühten bunte Wildblumen. Aufgeregt schnup-

perte Klecks am Schilfrohr, bog es beiseite und schreckte einige Schmetterlinge auf, die sich darauf sonnten. Dann steckte er seine Nase in ein paar blaue Blumen und nieste kräftig.

»Hatschi!«, rief ich lachend und strich mir eine Haarsträhne hinters Ohr.

Klecks rieb sich mit der Pfote über die Schnauze und schnüffelte weiter. Während er einer Libelle nachjagte, konzentrierte ich mich wieder auf die Drohne. Die Schattierungen, die ich auf dem Satellitenbild gesehen hatte, konnten Grundmauern einer alten Römervilla sein, die vor ewig langer Zeit dort gestanden hatte. Und die zu finden, war mein größter Traum.

Natürlich gab es keine Mauern mehr zu sehen. Wind und Wetter der letzten Jahrhunderte hatten Erde, Blätter und Gestein über sie geschüttet. Aber Spuren davon konnte man wie Fußabdrücke im Boden lesen. Sogenannte Bewuchsmerkmale.

So nennt man in der Archäologie den unterschiedlichen Wuchs von Pflanzen aufgrund von ungleich feuchtem Boden. Das klingt kompliziert, ist aber total logisch: Gräser und Getreide reagieren empfindlich auf Veränderungen im

Boden. Wenn sich in der Erde alte Mauern oder Schutzgräben befinden, wachsen die Pflanzen darüber entweder schwächer oder kräftiger als die umliegenden. Über Mauern verlieren sie an Kraft, weil die Wurzeln nicht tief genug gelangen und die Erde trockener ist. Über Gräben gedeihen sie hingegen üppiger, weil sich darin mehr Humus bildet und der die Feuchtigkeit länger speichert.

»Auf den Satellitenbildern sah das hier aber anders aus«, sagte ich zu Klecks. »Hier wächst ja nur Mais! Hoffentlich sind wir richtig.«

»Wuff! Wuff!«, antwortete Klecks und schaute zu mir auf, als teilte er meine Sorge.

Klecks war kein Schäferhund. Auch kein Golden Retriever. Und kein Dackel. Erst recht kein Pudel. Und auch kein Terrier. Nichts von all dem war Klecks. »Er ist ein Senfhund«, behauptete Papa und grinste dabei immer bis über beide Ohren. Unsere Tierärztin meinte, Klecks sei ein Mischling. Mir war es einerlei. Er war einfach der beste Hund der Welt.

Er reichte mir bis zur Hüfte, hatte kurzes schwarzes Fell und lustige weiße Flecken um die Augen. Daher hatte Mama ihn Klecks getauft.

So lustig diese Kleckse aussahen, das Witzigste an Klecks' Kopf waren seine Ohren. Er konnte sie in alle Richtungen drehen, wie zwei Antennen. Meist hingen sie seitlich herunter, aber manchmal richtete er sie auch nach vorn oder zur Seite. Wenn er rannte, klappten sie nach hinten um und dann grinste er wie verrückt. Ich hatte immer Angst, er würde wie mit einem Köcher Fliegen damit fangen, aber er hatte die saubersten Ohren der Welt. Wann immer Mama mir die Ohren mit einem Waschlappen wusch, beneidete ich ihn darum. Seine musste man nie reinigen.

»Juchhu!«, rief ich und blickte auf ein Meer aus Roggen. Wir waren auf dem richtigen Weg.

»Weißt du, Klecks«, erklärte ich ihm, »im Mais kann man Bewuchsmerkmale nicht erkennen, Der steht zu weit auseinander. Aber in einem Roggenfeld sind die Spuren gut zu sehen.«

Besonders in einem so trockenen Sommer, dachte ich und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Es hatte die letzten Wochen weniger geregnet als in der Wüste.

»Hätte ich nur eine bessere Drohne!«, seufzte ich und steuerte meine kreuz und quer über das

Feld. »Dann wüsste ich genau, welchen Bereich ich absuchen muss.«

So konnte ich nur hoffen, die richtige Stelle zu erwischen. Später würde ich mir die Aufnahmen am Computer anschauen und analysieren. Und vielleicht würde ich tatsächlich eine alte Römervilla finden und wieder den netten Mann von der Denkmalbehörde anrufen.

Das war nicht unmöglich, die Römer hatten vor über zweitausend Jahren versucht, die nördlichen Länder zu erobern. Dabei waren sie durch Westfalen gezogen. Doch Hermann, der Fürst der Cherusker, verpasste ihnen einen Tritt in den Hintern und zeigte ihnen, was er von den Eroberungsplänen hielt. Die Römer waren daraufhin schnurstracks zurück nach Rom gerannt und hatten ihre Feldlager, Häuser sowie allerlei Geld und Waffen zurückgelassen. Das alles lag jetzt unter all dem Mais und Roggen und Weizen.

»Unter der Kornkammer Westfalens«, kicherte ich und dachte an Papa. »Wir sind die Kornkammer Westfalens!«, posaunte er immer. Er war zwar weder Bauer noch Müller, aber ihm gehörte die einzige Werkstatt weit und breit: Fritzenkötter & Sohn. Der Firmenname war irreführend,

denn Papa war der Sohn und Opa der Fritzenkötter. Gemeinsam reparierten sie Traktoren und Rasenmäher und fühlten sich als wichtiger Teil der Kornkammer Westfalens.

Klecks sprang in den Moosbach und schlabberte daraus. Ich hatte ebenfalls tierischen Durst, da wir schon seit zwei Stunden unterwegs waren, aber aus dem Bach wollte ich nicht trinken. Auch wenn das Wasser glasklar war und Klecks und ich alles gemeinsam machten, gab es drei Grundsätze: Ich aß kein Hundefutter, trank nicht aus Pfützen und Bächen – und machte mein Geschäft nicht draußen. Zumindest nicht das große.

»Sieh nur, Klecks, sieh nur!«, rief ich und fuhr mir durch die schulterlangen Haare, die mir dauernd ins Gesicht fielen.

Die Drohne taumelte hin und her, rauf und runter, als wirbelte ein Sturm sie herum. Dabei war es windstillter als in einem Hühnerei.

Panisch bog ich den Hebel des Steuermoduls in alle Richtungen, doch nichts geschah. »Vielleicht ist die Drohne außerhalb der Reichweite«, versuchte ich mir das Problem zu erklären. »Sie hat einfach keinen Empfang mehr.«

Klecks kam angerannt und schaute mich mit großen Augen und heraushängender Zunge an.

»Mist!«, rief ich und sah eine rote Lampe aufleuchten. »Jetzt verabschiedet sich auch noch der Akku.«

Das Lämpchen blinkte dreimal und erlosch.

»Oh nein!«, ärgerte ich mich. »Sie stürzt ab!«

Jetzt war es eine Frage von Sekunden. Wenn ich Glück hatte, landete die Drohne auf dem schmalen Wiesenstreifen am Bach und es ging nur ein Rotorblatt kaputt. Wenn ich Pech hatte, fiel sie ins Wasser und meine komplette Drohne samt allen Aufnahmen war verloren. Und mitten im Feld würde ich sie nicht vor dem Winter wiederfinden.

»Komm, Klecks«, rief ich und rannte los.

Die Drohne verlor an Höhe und ich hoffte, sie noch einzuholen. Klecks trottete hinter mir her. Die Hitze schien ihn ganz schön zu schlauchen.

Ich spurtete durch das Gras und fiel beinahe in einen ausgetrockneten Feldgraben, der die Wiese von der Landstraße trennte. Die Drohne taumelte wie eine riesige betrunkene Libelle ihrem Aufprall entgegen.

Ich vergewisserte mich, dass kein Auto kam, und setzte zum Sprung an. Da hörte ich ein Motorengeräusch und hielt inne – im Gegensatz zu Klecks. Der sprang mit wehenden Ohren über den Graben. Und während ich aus Leibeskräften »Nein!« schrie, prallte Klecks gegen einen weißen Geländewagen.